

VON THOMAS HAHN

Draußen ist ein neuer Tag angebrochen. Aber davon bekommt Rima nichts mit, denn im Elbschlosskeller ist das Licht immer gleich. Sie hockt am Tresen zwischen den anderen, hat eine Bierflasche vor sich stehen und wirkt so, als träume sie von einem Leben, das man auch ohne Suu ertragen kann. Sie hat die Augen geschlossen. Frieden liegt über ihrem ausgezehrten Gesicht. Leise singt sie den Refrain des Liedes mit, das aus der Jukebox dröhnt, *Clowns & Helden*, alte Hamburger Band. „Ich liebe dich, ich liebe dich, ooo-oh.“ Sie steht auf. Sie tanzt auf dünnen Beinen durchs Buntlicht. Sie lächelt. Trotz allem.

St. Pauli, Reeperbahn. Beim verrammelten Casino geht es rechts rein in die Straße Hamburger Berg. Kraftlos schimmert die Leuchtreklame des Elbschlosskellers in den grauen Morgen hinein. Drei Stufen führen hinunter zu einem schweren Vorhang – und dann steht man plötzlich mittendrin in der lärmenden Finsternis des Kellers, der nie zur Ruhe kommt, der immer voll ist mit Musik und Trunkenheit, jedem Tag, jede Nacht, 24 Stunden lang.

In der Zeitung stand, der Elbschlosskeller sei die härteste Kneipe Hamburgs, und da ist was dran. Die Stimmung kippt hier schnell. Eine Kleinigkeit reicht, um die Bebrausen aufzubringen, und wenn sie rausgeflogen sind, weil Gewalt im Keller verboten ist, geht es draußen oft weiter; vor dem Landgericht läuft gerade der Prozess um eine Schlägerei vor dem Elbschlosskeller, bei der ein Mann nach einem Schlag so unglücklich stürzte, dass er später starb. Aber das ist es nicht wirklich, was diesen Ort zu einer besonderen Bühne der Härten macht: Es sind die Stammgäste mit ihrem Schmerz, ihrem Wahn, ihren erlittenen Geschichten. Rima zum Beispiel. Sie hatte eine schöne Jugend in Klaipeda, Litauen. Sie schloss die Musikhochschule ab. Mit 17 wurde sie so brutal vergewaltigt, dass sie fast daran gestorben wäre. Mit 24 verkaufte sie der Vater nach Deutschland.

Einmal soll ein Toter tagelang am Tresen gehangen haben, erzählt man sich

Härteste Kneipe. Daniel Schmidt, 33, mag das Image nicht. Er will auch nicht der „härteste Wirt“ sein, wie ihn die Zeitungen auch schon genannt haben. Er ist Kampfsportler, ein gedrungener Mann mit Kraft, wenn es sein muss, wehrt ersich so, dass es dem Gegner anschließend nicht gut geht. Aber Härte verwechseln die Leute leicht mit Herzenskälte, und er mag ja vieles sein, rau, laut, zupackend, großflächig tätowiert – herzenskalt ist er nicht.

Der Elbschlosskeller ist sein schmuddiger Stolz, ein Relikt aus der Zeit, als St. Pauli noch eine Oase für Außenseiter und bunte Vögel war, unverfälscht und ungentrifiziert. Damals, als sein Vater, die Kiez-Legende Lothar Schmidt, im Elbschlosskeller regierte, pulsierte an der Reeperbahn das Leben mit allen Freuden und Scheußlichkeiten. Keinem musste hier etwas peinlich sein, schon gar nicht den Armen ihre Armut oder den Irren ihr Irrsinn. Jetzt sieht Daniel Schmidt, wie zugereiste Neureiche, Billig-Kioske und steigende Mieten dieses Flair der großen Freiheit bedrängen. Die alten Kneipen sind bedroht, auch der Elbschlosskeller. Aber noch lebt er mit seiner Konzession von 1952, seinen versifften Toiletten und seinem veralteten Fluchtweg. Noch können hier jene feiern, die sonst niemand mehr reinlässt. Schmidt schaut auf sich und seine Stammgäste. Er sagt: „Wir sind die letzten Kiezianer!“

Rima, 40, ist nicht nur Stammgast im Elbschlosskeller, sie ist Bewohnerin. Sie hat ihre Sachen bei einem Bekannten, ab und zu kommt sie bei ihm unter. Aber meistens schlafst sie auf der Ledercouch oder den Holzbänken im Kickerzimmer des Kellers. Duscht bei Freunden. Nutzt die Kostenlosangebote der Stadt. Und wenn jemand zuhört, erzählt sie in ihrem kantigen Litauen-Deutsch: 20.000 Euro betrogen die Spielschulden des Vaters, als er sie weg gab. „Die Männer sagten zu ihm, entweder du bezahlst mit Haus oder ich nehme deine junge, schöne Tochter.“ Sie kam in einen Club bei Kassel. Sie musste tanzen.



Schmidt redet gern über seine Stammgäste, manchmal anschaulicher, als er sollte. Es gibt viele Geschichten vom Elbschlosskeller. Jene Gäste, die das Leben draußen ohne Tragödie meistern, sind deshalb etwas besorgt um den Ruf ihrer Kneipe. Schreib, dass hier auch normale Leute herkommen, sagen sie. Aber Schmidt hat keine Angst. Im Elbschlosskeller soll mal einer tagelang über dem Tresen gehangen haben. Und manche, heißt es, sitzen hier vier Tage, ohne auf die Toilette zu gehen. Stimmt alles, sagt Schmidt. Auch die Sache mit dem Toten? „Wir hatten damals schneller Schichtwechsel, weil jemand krank war, und jeder dachte, der schlafst da erst seit wenigen Stunden.“ Er mag die unverstellten Wahrheiten der Stadt, den Kontrast zur Wohlhabungsgesellschaft. Seine Stammgäste ehrt er wie Helden des Scheiterns. „Die meisten sind hochintelligente, übersehbare Menschen, denen ein Schicksalsschlag tiefe Verletzungen zugefügt hat. Sie empfinden zu viel. Wenn sie enttäuscht werden, bluten sie ein Leben lang.“

Der Gastraum des Elbschlosskellers wirkt wie die Szenerie eines Endzeitfilms. Das Disco-Licht bricht sich im Qualm der Zigaretten. Im farbigen Nebel erkennt man die ausdruckslosen Miene der Trinker, die matte Fröhlichkeit der Bedrohten. Dazwischen Tanz, kehliges Gesang, die Stammgäste in Aktion. Christian, ein drahtiger Mann um die 50, ist kaum einzufangen, weil ihn wieder seine krankhafte Rastlosigkeit packt. Seit 31 Jahren geht er in den Elbschlosskeller. Warum? „Merkst du das nicht?“, ruft er und zeigt ins Treiben vor dem Tresen, in dem jeder so verrückt und kaputt sein darf, wie er gerade ist.

An den Wochenenden wirkt der Elbschlosskeller fast wie eine normale Kneipe. Laufkundschaft kommt, auswärtiges



Hier darf jeder so verrückt und kaputt sein, wie er gerade ist: der Gastraum des Elbschlosskellers. Unten der Wirt Daniel Schmidt. FOTOS: CP KRENKLER (*BUY, BUY - ST. PAULI*)

Partyvolk. Die Stammgäste bekommen Gesellschaft. Viele meiden sie, andere sind gerade deshalb da. Am Tresen ist eine Frau in sich zusammengesunken, die Umstehenden unterhalten sich über sie hinweg. Irgendwann rappelt sie sich auf. Zwei müde Augen schauen aus einem zerknautschten Gesicht. „Ich bin Biggi“, sagt Biggi.

Biggi ist 80 Jahre und sieben Monate alt, Rentnerin mit Grundsicherung und traurig. „Ich weine um den HSV.“ Sie wohnt in Schenefeld. Am Nachmittag hat sie Fußball im Radio gehört, das 0:6 in München. Danach ist sie mit dem Taxi in den Elbschlosskeller gefahren. Jetzt ist es Sonntagfrüh um vier und Biggi hat fünf doppelte Wodkas intus. Sie beginnt einen Monolog, der von Einsamkeit und Mut handelt: „Ich bin viel zu lebensbejahend, ich will unter jungen Leute.“ Unter Ächzen lässt sie sich auf die Toilette bringen. Ihre Beine machen nicht mehr richtig mit. Später sagt sie: „Ich hab‘ mir mal überlegt, ob ich alle Tabletten nehmen soll, die ich habe.“ Sie schwankt zwischen Müdigkeit und Trotz. „Man sollte immer besoffen sein. Dann ist alles ein bisschen leicht.“ 100 Euro gibt sie heute aus, ein Vermögen. „Ich will leben“, krächzt sie, „warum soll ich sparen?“ Sie braucht die Kneipe. „Immer wenn ich traurig bin, bin ich in meinem Keller.“

Die Kneipe zu halten, hat für Schmidt auch etwas mit sozialer Verantwortung zu tun. Christian, der Drahtige, hat ihm mal gesagt, der Keller habe ihn vor mehreren Aufenthalten in der Psychiatrie bewahrt. Er ist ein Schutzraum für Gleichgesinnte. Im Kickerzimmer schlafen Rima und andere Obdachlose abwechselnd, damit jeder mal liegen kann. Sie teilen ihr Frühstück. Sie tanzen und trinken zusammen.

Andere tragen ihren verblasssten Ruhm in den Keller. Zum Beispiel Klaus Barkowsky, genannt der schöne Klaus, der in den Achtzigern einer der einflussreichsten Zuhälter der Reeperbahn war. Manchmal ist er so blau, dass er die Gardinen herunterreißt und aussieht wie der graue Geist des einstigen Glamour-Klaus. Ansonsten malt er Bilder und versucht, seinen Mythos zu vermarkten. Als er das Interesse an seiner Geschichte spürt, fragt er: „Kommt eigentlich auch ein bisschen Geld dabei rum?“

An einem anderen Werktagmorgen sitzt ein Mann mit weißem Zopf am Tresen: Alwin, einst Barkeeper der Kiezneipe „Zum Silbersack“. Früher war er eine Attraktion, beim Schlagermove saß er mit blinkendem Zylinder auf dem Festzugsbus seiner Wirtin, der seligen Erna. Er fingt ein abgegriffenes Passfoto aus seinem Geldbeutel. Er vor 18 Jahren. Dunkle Haare, fester Blick. „Ich habe mich nicht als Schönling gesehen, nur als Mensch, aber ich war es für viele“, sagt er. Dicke Tränen rollen über seine Wangen, als er von dem Generationswechsel im Silbersack erzählt, den er nicht überstand. „Ich habe einfach aufgegeben, versteht du.“ Er erzählt von seinem Kleiderschrank mit den feinen Sachen von früher. „Mir kommt's vor, als ob ich nicht mehr reinpasste in meine Anzüge.“ Aber irgendwann spielt die Juke-Box „Junge, komm bald wieder“. Ein gutes Gefühl fliegt ihm an. Das Bier schmeckt. Und Alwin singt mit rosigem Vergnügen.

„Du kannst niemandem helfen, der sich nicht helfen lässt“, sagt der Wirt

Erzählungen befreit, findet Daniel Schmidt. Er rät allen Stammgästen zu erzählen. Manche folgen, wie Nico, der junge Obdachlose, der die frühen Misshandlungen durch den Stieftvater nicht aus der Seele kriegt. Neulich haben sie ihn aus der Elbe gefischt. Suizidversuch. „Die Mischung aus Beruhigungsmittel und Schnaps bringt dich auf die beschweertesten Gedanken“, sagt er. Andere fürchten die eigene Geschichte. „Ich bin vom Heroin runter, da bin ich stolz drauf“, sagt Cindy. Sie erinnert sich. Sie fängt an zu weinen. Daniel Schmidt nimmt sie in den Arm.

Später kommt Tina, die Mutter von Cindy. Als sie neulich in der verbrauchten Mittwochmorgensluft des Kellers aus ihrem Leben berichtet, war sie ziemlich betrunken. Jetzt ist sie nüchtern, weil sie nachher Dienst hinter dem Tresen hat. Aber ihre Geschichte wird nicht schöner. Mit 14 ging sie anschaffen, um ihre Drogen zu finanzieren. Mit 17 wurde sie von einem Freier schwanger – Cindy kam, sie wuchs bei Adoptiveltern auf. Mit 22 saß Tina im Gefängnis und musste zum Entzug. Insgesamt hat Tina fünf Kinder, zwei von Freieren, zwei von dem Zuhälter, den sie liebte, eines von ihrem Vater, der sie als 19-Jährige vergewaltigte. Sie ist 51, sie wirkt etwas verbraucht. Wenn sie lächelt, sieht man ihre Zahnluke. Aber sie scheint nicht wütend zu sein. „So ist mein Leben halt“, sagt sie.

Rima lehnt am Tresen. Das Schummerlicht fällt auf ihre weiche Schönheit. Sie hustet. Sie ist erschöpft. Aus dem Club bei Kassel befreite sie damals ein Gast. Er heiratete sie, aber das Glück hielte nicht. Ihr Vater lockte sie nach Litauen und nahm ihr Geld und Ausweis weg. Erst Monate später konnte sie nach Deutschland zurück. Sie spielte in einer Musikgruppe in Lübeck, sie kellerte in Hamburg, sie war bei Zeitarbeitsfirmen. Sie bekam ihre Tochter, sie arbeitete weiter, sie wurde krank. Tuberkulose, Isolierung. Als sie geheilt war, wollte der Vater ihrer Tochter sie nicht mehr. Das war im Juli 2016. Seither ist sie obdachlos. „Ich bräuchte eine Meldeadresse.“ Die Tochter hat sie seit Monaten nicht gesehen. Sie will auch nicht, dass die Kleine sie so sieht, so übermüdet, so blass. So betrunken, dass die Kneipe. „Immer wenn ich traurig bin, bin ich in meinem Keller.“

„Ich will mein normales Leben zurück.“

Daniel Schmidt wünschte, er könnte Rima retten. Aber gegen die Fliehkräfte des Absturzes ist er machtlos. Er hat schon viele Stammgäste verloren. „Du kannst niemandem helfen, der sich nicht helfen lässt“, sagt er. Er kann nur seine Tür offen halten, und hoffen, dass seine Gäste von selbst wieder herausfinden aus der ewigen Nacht des Elbschlosskellers.

Möge die Achtsamkeit mit dir sein

Wie der Hype um die „Star Wars“-Filme gerade eine Generation Nerds für fernöstliche Meditationstechniken begeistert



Maxwell Darwin wog 104 Kilo und trank zu viel, als die Macht in sein Leben kam. Es war im vergangenen August, Darwin war in Oregon auf einem Festival anlässlich der Sonnenfinsternis. Er hatte schon gut einen sitzen, da reichte ihm jemand aus der Menschenmenge einen langen Stock und sagte, er solle ihn aus dem Handgelenk kriegen lassen wie ein Lichtschwert. „Dieser Moment änderte für mich alles“, sagt Darwin heute. Ein paar Tage später, daheim in Los Angeles, kaufte er sich ein batteriebetriebenes Schwert aus Plastik.

Seitdem schwingt er den Lichtsäbel täglich eine Stunde im Park. Er nennt es „kinetische Meditation“ oder auch „Jedi-Meditation“ und sagt am Telefon, er habe in dem halben Jahr nicht nur zu sich selbst gefunden, sondern auch zwölf Kilo abgenommen. Er ernährt sich vegetarisch und trinkt keinen Alkohol mehr. Außerdem gebe er jetzt Kurse in Meditation für seine Kollegen im Kundendienst eines Autoherstellers. „Ein Jedi nutzt Güte, Geist und Freindlichkeit, um seine Ziele zu erreichen. Das versucht ich auch.“

Sicher, was er sagt, mag abgedreht klingen. Aber der 25-Jährige ist einer von ein paar Tausend Männern, deren Leben in der letzten Zeit eine steile Wendung hin

zur Spiritualität genommen hat, weil sie eine Fantasy-Saga wörtlich auslegen, in der Leute mit seltsamen Namen und komplizierten Familiengeschichten um die Herrschaft des Universums kämpfen.

Ende vergangenen Jahres kam die achte Episode von „Star Wars“ in die Kinos. Und wer im Internet in einschlägig interessierenden Foren vorbeischaut, kann feststellen, dass das Film-Universum 40 Jahre nach

Der Jedi-Trainer ist ausgebucht. Und schwört, er habe schon Kokainsüchtige geheilt

seiner Entstehung längst spirituelle Spuren in der echten Welt hinterlassen hat. Zum Beispiel eine Religion namens „Jediismus“ mit ein paar Tausend Mitgliedern weltweit. Aber auch diverse Meditationspraktiken, die auf „Star Wars“ basieren und mit denen Science-Fiction-Nerds wie Maxwell Darwin zu Kraft und Gemütsruhe finden.

Auf Reddit kann man verfolgen, wie Fans leidenschaftlich darüber diskutieren, an welcher Stelle die Filme Elemente fernöstlicher Geisteslehre enthalten (ist es nur mal als Beispiel, Zufall, dass der Exilprinzen

von Jedi-meister Yoda „Dagobah“ heißt? Wie der Meditationsraum in buddhistischen Tempeln?). Nutzer morgan98 berichtet, der neueste Film habe ihm „irgendwie einen Tritt gegeben“. Er fragt: „Wird es mit der Zeit leichter, mich mit Meditation mehr im Jetzt zu erden?“

Achtsamkeit ist natürlich nicht erst seit gestern das Schlagwort der Stunde. Zur Ruhe kommen, Gefühle mal bewusst und urteilsfrei wahrnehmen, in innerer Versenkung die Stille spüren – danach sehnen sich immer mehr Menschen. Der Münchner Professor für Meditation und Achtsamkeit, Andreas de Bruin, sprach vor zwei Jahren im Spiegel von einer „leisen Revolution“, die immer mehr Menschen zur inneren Einkehr führt.

Neu ist allerdings, dass diese Mantra-Revolution auch junge Männer mit Faible für Laserwaffen und Todessterne begeistert. Eingefleischte „Star Wars“-Fans hatte man bisher eher in Comicläden oder auf Fantasy-Conventionen verortet als im Lotus-sitz vor Buddha-Statuen. Aber natürlich sind das Klischees. Denn die Saga von den Jedi-Rittern hat in Wahrheit seit jeher einen stark buddhistischen Einschlag. George Lucas sagte mal in einem Interview, er habe die „Macht“ überhaupt nur erfunden,

um junge Leute mit Spiritualität in Kontakt zu bringen.

Das scheint vier Jahrzehnte später endgültig gelungen zu sein. Ein amerikanischer Schwertkünstler, Ryan Parks, verzeichnet seit dem letzten „Star Wars“-Film ein derart großes Interesse an seinen Lichtschwertkursen, dass er ein eigenes „Jedi-Programm“ entwickelt hat. „Im Grunde ist es Fitness für Nerds“, sagt er und schwört, er habe damit Kokainsüchtige geheilt. Derzeit bereitet er sich auf den großen Ansturm vor: Bald ist der internationale Feiertag der „Star Wars“-Gemeinde, der 4. Mai („May the fourth“), das Datum ist ein Wortspiel. „May the force be with you“, heißt es ja im Film, „möge die Macht mit dir sein.“

Übrigens wird Luke Skywalker in „Das Imperium schlägt zurück“ vorlauter Abgespanntheit selbst fast aus dem Jedi-Lehrgang geschmissen. Yoda schimpft: „Mit seinem Gedanken war er ganz bei dem, was ihn umgab, nie bei dem, was er tat.“ Schon einen Film später ist Luke dann ruhig und aufgeräumt. Die Übung in Achtsamkeit wirkt. Und zwar offenbar bei heute: Der Teaser zum neuesten Film beginnt wie eine Yogastunde. Der mittlerweile alt gewordene Luke murmelt aus dem Off: „Atme. Atme einfach.“